

dot
books

Anna
Valenti

DAS ERBE
DER STERNEN
TOCHTER

Roman

Sie ist nicht so, wie ihre Mutter war.«

Er atmete hörbar aus, so als wolle er sagen: Ein hoffnungsloser Fall!

»Wann soll sie gehen?«, fragte sie und sah an ihm vorbei.

»Sobald sie aus Marburg zurück ist.« Er legte einige Scheine auf den Tisch. »Das Fahrgeld. Und telegrafiere an Arnsberg, bevor sie dort eintrifft.«

»Wenn du Rat und Hilfe brauchst, mein Kind, dann weißt du, dass du jederzeit hierherkommen kannst«, hatte Onkel Ludwig zum Abschied gesagt. Dieses Versprechen, Tante Emmas Abschiedskuss, Maries Umarmung, Johanns ungeschickter Händedruck, Amalies ermutigendes Lächeln, all das hatte Sophie wohlgetan. Und nun saß sie in der Eisenbahn und fuhr ihrem alten Leben entgegen: der Großmama, die sie belogen hatte; der Großmama, die sie aufgezogen hatte, die sie vielleicht doch ein bisschen lieb hatte.

Sie zog den Brief aus ihrer Reisetasche hervor und wendete ihn hin und her. Auf dem Kuvert die klare, saubere Handschrift: *Für meine liebe Tochter Sophie*. Sie drehte das Kuvert um, las dann wieder die Anrede auf der Vorderseite, starrte nachdenklich und in einer seltsamen Versunkenheit auf die Worte, schreckte dann auf, als Fahrgäste das Abteil betraten, und steckte den Brief hastig wieder in ihre Tasche zurück.

Als sie in Fuchshagen ausstieg, blieb das Ehepaar sitzen, nickte ihr freundlich zu. Ein Pfiff ertönte, der Zug fuhr an, und erst als auch der letzte Waggon, der Biegung der Schienen folgend, außer Sicht war, raffte sie ihre Tasche und ging langsam durch den kleinen Bahnhof auf die Straße zu, die nach Mahlsheim führte. Ganz im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Aufenthalten bei der Pastor-Familie hatte sie es heute durchaus nicht eilig, nach Hause zu kommen. Stets hatte es sie gedrängt, der Großmama von all dem Schönen zu erzählen, das sie erlebt hatte. Und die hatte genickt und gelächelt, und einmal hatte sie ihr auch übers Haar gestreichelt und gesagt: »Bist ein gutes Mädchen, Sophie.«

Jetzt hielt sie eine unerklärliche Scheu davon ab, ihre Schritte zu beschleunigen. Die widerstreitenden Gedanken, die sie schon im Zug umgetrieben hatten, kehrten zurück. Sollte sie der Großmama ihr Wissen um die Mutter offenbaren? Wie würde Friederike Caspari darauf reagieren? Tante Emmas Satz klang noch in ihren Ohren nach: »Kann sein, dass sich noch andere Möglichkeiten für deine Zukunft auftun.« Was hatte die Großmama mit ihrem Sohn besprochen, die Zukunft seines Mündels betreffend? Würde der reiche Herr, der ihr Onkel war und den sie doch niemals so hatte nennen dürfen, ihr erlauben, einen Wunsch zu äußern, einen Wunsch, ihre Zukunft betreffend? Oder würde er sie für die Großmama sorgen lassen, bis sich ein Mann für sie gefunden hatte? Bei diesem Gedanken zuckte sie zusammen. Ein Mädchen war heiratsfähig, sobald es konfirmiert worden war. Die Zöpfe wurden aufgeflochten, das Haar zu einem Knoten gesteckt, die Kinderschürze durch die Hausfrauenschürze ersetzt. Die meisten Mädchen blieben zu Hause bei ihren Eltern, halfen in Haus und Hof, bis sie sich verlobten und heirateten. Einige Wenige nur wurden in die Stadt geschickt, um dort bei älteren Fräuleins gutes Benehmen und korrekte Umgangsformen zu lernen, bevor sie einem Mann angeboten werden würden, der mehr war als ein Knecht, ein Kleinbauer oder ein Handwerker. Und nur ein oder zwei besonders Privilegierte wurden von ihren wohlhabenden Eltern in die Lehre gegeben oder

in eine weiterführende Schule, so wie ihre Freundin Marie.

Aber sie hatte keine Eltern – und welcher Mann würde eine Uneheliche nehmen? War es vielleicht doch eine Möglichkeit, Mutters Brief zu öffnen – zu lesen, dass sie willkommen war, dort in dem unendlich weit entfernten fremden Land?

Unter diesen Betrachtungen war sie bis an den Stadtrand gekommen. Sie ging an den Villen vorbei, von denen eine ihrem Vormund gehörte, und an dem prächtigen, gepflegten weißen Bau, der das Sanatorium und den Altersruhesitz beherbergte. Sie wandte den Blick ab. Eine Ahnung, dass sich ihr Wunsch, dort zur Krankenschwester ausgebildet zu werden, niemals erfüllen würde, stieg in ihr auf. Zum ersten Mal beschleunigte sie ihre Schritte, schnell ging sie an den Gebäuden vorüber, und eine Viertelstunde später stand sie vor der Tür ihrer Großmutter und klopfte an.

Schon als sie die Pappelallee erreicht hatte, die in Richtung des Casparischen Hauses führte, war, wider Erwarten, doch noch eine Vorfreude darauf, die Großmama wiederzusehen, in ihr Herz eingezogen. Drei Wochen waren seit ihrer Abreise vergangen, so lange war sie noch nie von zu Hause fort gewesen. Zu Hause – wie gut das klang: nach Wärme, nach Heimat, nach Ankommen!

In dieser Stimmung streckte sie Friederike beide Hände entgegen und sagte warm und herzlich: »Da bin ich wieder, Großmama!«

Aber die Angesprochene nahm die ausgestreckten Hände nicht.

»Wie siehst du aus! Sofort kommst du herein und bindest dir das Haar so, wie ich es dir gezeigt habe!«

Sophies spontanes Lächeln erstarb. »Aber, Großmama, das hat Marie gemacht! Sie trägt ihr Haar auch so aufgesteckt. Wir fanden, dass es mir gut steht.«

Friederikes herrischer Blick gebot ihr Einhalt. »Sofort, sagte ich!«

Und erst als ihre Enkelin vor dem kleinen Frisierspiegel Platz genommen hatte und begann, die kunstvoll gesteckte Frisur zu lösen, beruhigte sie sich. Aber nur allmählich kehrte ihre Ruhe zurück, denn der Gesichtsausdruck des jungen Mädchens zeigte deutlich, wie schwer es ihr fiel, die Anordnung der Großmutter auszuführen.

»Das gefällt dir, Sophie, dieses Städtische – dieses Aufreizende, nicht wahr? Sag nichts«, wehrte sie den Einwand ihrer Enkelin ab, »sag nichts! Du bist doch das Kind deiner Mutter. Und wenn es sich auch oft nicht zeigt, so ist es doch in dir drin. Als ob all meine Mühen, meine Anstrengungen, dich auf den rechten Weg zu bringen, nicht gefruchtet hätten.« Sie setzte sich auf Sophies Bett, schüttelte den Kopf und seufzte.

Sophie saß vor dem Spiegel, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Langsam nahm sie ihr Haar nach hinten zusammen, band es zu einem strammen Knoten und steckte es fest. Wie hatten Marie und sie gelacht und sich gefreut, dass die hübsche aufgesteckte Frisur ihr so gut stand. Dazu Maries kleiner Strohhut mit der aufgenähten Blume, so waren sie durch die Stadt geschlendert, glücklich, unbeschwert und voller Übermut.

»Sophie, komm mal her.« Die Stimme der Großmutter klang jetzt sanfter. »Ich freue mich ja, dass du wieder da bist. Aber diese ... scheußliche Frisur, dieser Ausdruck von ›Seht mal her, hier bin ich!‹ Nein, Sophie, das schickt sich nicht. Nicht hier und nicht für dich.«

Sophie hielt den Kopf gesenkt.

»Du weißt doch, dass du aufpassen musst. Wie oft habe ich dir das gesagt! Und wenn alle es sich einmal erlauben können, über die Stränge zu schlagen – du kannst es nicht!«

»Nun, was denkst du?«, fuhr sie fort, als ihre Enkelin stumm blieb. Die Tränen liefen ungehemmt.

»Ich hab ... mich ... so gefreut«, brachte sie schließlich hervor; ganz leise klang es an Friederikes Ohr, unterbrochen von Schluchzen.

»Richte dich ein wenig her, Sophie. Und dann komm zum Essen.« Mit diesen Worten stand Friederike auf und ließ Sophie allein.

Ich zeige ihr den Brief nicht, dachte das Mädchen. Ich sage ihr auch nichts! Wie streng sie ist, wie ungerecht, wie hart gegen mich! So hart, sagt Tante Emma, war sie auch gegen meine Mutter. Nie hat sie ihr verziehen, ihr den mütterlichen Segen verweigert, als sie ging – weit weg und ohne Wiederkehr.

»Sophie, wo bleibst du?«, klang es aus der Küche herüber.

»Ich komme«, antwortete sie sofort, mechanisch, freundlich, wie sie es immer tat. Ich weiß, wie ich mit ihr umgehen muss; ich weiß, wie ich sie bei Laune halten kann; ich weiß, wie es geht, dass sie mich duldet. Bei diesem letzten Gedanken zuckte sie zusammen: duldet, hatte sie gedacht – und gefühlt, wie ihr Herz sich zusammenzog, in ihrer Brust schwer wie ein Stein wurde. Unwillkürlich legte sie ihre Rechte dorthin und schloss für einen Moment die Augen. Dann nahm sie sich zusammen, stand auf und ging in die Küche hinüber.

Friederike bemühte sich, einen leichten Ton anzuschlagen, und fragte nach Sophies Aufenthalt in Marburg. Das Mädchen, nun wieder ruhiger und in ihrer gewohnten Rolle, antwortete artig und verbindlich. Später aber, als sie, in Klotzpantinen und grober Schürze, im Stall auf dem Melkhocker saß, lehnte sie ihren Kopf gegen die Flanke der Kuh, der sie einen Namen gegeben hatte, so wie sie allen Kreaturen ihre Namen gab. Friederike fand das lächerlich und nahm es als Marotte. Stetig floss die Milch in den Eimer, das warme Dämmerlicht des Stalls wirkte beruhigend auf Sophie, so wie der sanfte Atem der Kuh, die sie Julchen nannte. Dann füllte sie die Milch in eine saubere Kanne, warf der Kuh das Heu hin, den beiden Schweinen Schrot und weich gekochte Kartoffeln in den Trog. Die Hühner scheuchte sie ins Hühnerhaus, streute ihnen Körner hin und nahm die Eier aus den Nestern. Im Vorraum wechselte sie Schuhe und Schürze und ging, mit der Milchkanne in der einen, dem Korb mit den Eiern in der anderen Hand, hinauf in die Küche, um das Abendessen vorzubereiten.

Friederike sah sie mit einem seltsamen Blick an, und als das Mädchen fragte: »Was hast du, Großmama?«, da nickte sie ihrer Enkelin nur zu statt zu antworten.

»Du siehst so traurig aus. Ist etwas vorgefallen?«

»Lass uns ein Glas Milch trinken. Und hole auch ein Stück von der roten Wurst aus der Räucherammer.«

Als Sophie zurückkam, hatte Friederike Scheiben von einem der Vierpfundbrote abgeschnitten, die sie zwei Tage zuvor in dem großen jedermann zugänglichen Backofen in der Mitte des Dorfes gebacken und ganz allein nach Hause getragen hatte. Während des

Abendessens blieb sie einsilbig, bat Sophie dann in die gute Stube und sagte endlich: »Sophie, du weißt, ich komme gern direkt zur Sache. Der Herr Vormund war bei mir, um mit mir über deine Zukunft zu sprechen.«

Das Mädchen ihr gegenüber in dem roten Plüschsessel nickte. Es sah ergeben aus, so als erwarte sie durchaus nichts Angenehmes von dieser Ankündigung.

Sie ist es gewohnt, sich zu fügen, dachte Friederike. Das wird es leichter machen. Auch leichter für mich. Aber dass das alles hier schon bald zu Ende sein wird: Wie, wie soll ich ihr das sagen? Und mich selbst damit abfinden ...

»Dein Vormund hat eine Stellung für dich ausgemacht, Sophie. Eine sehr gute Stellung auf einem Gutshof.«

Sophie sah überrascht auf. »Auf einem Gutshof? Doch nicht etwa bei Leger? Nein, nicht dorthin! Du weißt, warum. Dann schon lieber bei Fürstmüllers, bitte, Großmama!«

Dieses »Bitte, Großmama!« klang so verzweifelt, dass Friederikes Herz einige unrhythmische Schläge tat. Einen Moment lang fragte sie sich, ob es nicht besser sei, noch einmal mit Gustav zu reden, verwarf den Gedanken aber sofort wieder. Vor ihrem inneren Auge stand ihr Sohn, überheblich lächelnd, unbeeindruckt von allem, was sie vorgebracht hatte. Es war beschlossene Sache.

Und so antwortete sie, ungewohnt leise, aber mit fester Stimme: »Es liegt nicht in meiner Hand, Sophie. Du weißt das.«

»Aber Jakob Leger hasst mich! Er wird ...«

»Du wirst nicht bei Leger in Stellung gehen, Sophie« ,unterbrach Friederike ihre Enkelin. Sie straffte sich, richtete sich noch mehr in ihrem Sessel auf und fuhr fort: »Du wirst Mahlsheim verlassen. Du wirst auf Gut Arnsberg in Stellung gehen, im Westfälischen.«

»Nein!«

Der Schrei ließ Frau Caspari zusammenfahren. »Was fällt dir ein! Mich so zu erschrecken!«

Sophie aber war von ihrem Sessel aufgesprungen, ging vor der Großmutter auf die Knie, umklammerte ihre Hände und rief: »Nein, schick mich nicht weg aus Mahlsheim! Bitte nicht! Ich weiß ja, ich soll Geld hereinbringen, um uns beide zu ernähren. Aber deswegen muss ich doch nicht weg von hier! Dies ist doch mein Zuhause, mein einziges Zuhause!« Beide Hände vors Gesicht gelegt, krümmte sich Sophie zusammen, barg ihr Gesicht in Friederikes Schoß und schluchzte laut auf. Dann weinte sie heftig, und als die Großmutter ihre Schultern hochdrückte, stemmte sie sich dagegen und blieb in ihrer zusammengekauerten Haltung.

Frau Caspari war peinlich berührt von dieser Szene, wohl auch, weil ihr unliebsame Erinnerungen dazu einfielen. Auch ihre Tochter Caroline war so ungestüm, so unbeherrscht, so leidenschaftlich gewesen. Aber von Sophie hatte sie das nicht erwartet, nicht in dieser Heftigkeit.

»Komm, Sophie, fasse dich. Das ist nicht gut, sich so gehen zu lassen«, ermahnte sie das Mädchen. Als das Weinen und Schluchzen langsam nachließ, schob sie Sophie von sich weg und auf ihren Sessel zurück, sah ihr zu, wie sie sich langsam zurücklehnte, kraftlos und erschöpft.

»Ich soll hier weg, Großmutter, weil der Herr Vormund es wünscht, nicht wahr? Weil ich ein Schandfleck bin. Aber du – wie hast du ihm zustimmen können?«

Ich habe nicht zugestimmt, dachte Frau Caspari. Und ich will, dass du hier bleibst und alles so weitergeht, wie bisher.

»Es liegt nicht in meiner Hand, Sophie. Gustav hat das Recht, über deine Zukunft zu entscheiden, bis du großjährig bist. Und davon bist du noch sechs Jahre entfernt.« Friederikes Stimme klang fest; aber vielleicht hatte Sophie doch die Spur von Unsicherheit herausgehört, die nur wahrnehmen konnte, wer diese Frau genau kannte.

»Du hast mich gar nicht lieb, nicht wahr?«

Die leise, mit unendlicher Trauer in der Stimme gestellte Frage verunsicherte die Großmutter. Sie wusste nicht zu antworten und sah zu ihrer Enkelin hinüber, die noch immer halb in ihrem Sessel lag, die Beine ausgestreckt, die Arme zu beiden Seiten herabhängend.

»Sitze gerade, Sophie. Lass dich nicht so gehen. Seit du aus Marburg zurück bist, hast du dich verändert. Das ist offenbar kein guter Einfluss, der dort auf dich ausgeübt wird.«

Sophie rührte sich nicht.

»Sophie!«

Ruckartig richtete sich das Mädchen auf. Sie hatte die Lippen ein wenig zusammengekniffen, schaute Friederike gerade in das angespannte Gesicht und sagte: »Hast du das auch zu meiner Mutter gesagt, als sie so alt war wie ich? Hast du sie auch so in die Zucht genommen wie mich? Hat sie das nicht mehr ertragen? Ist sie deshalb geflohen vor dir?«

Das war zu viel. Frau Caspari stand auf, fasste sich an den Hals, rang nach Atem und massierte sich, dabei stetig auf und ab gehend, mit der Rechten das Herz.

»Das ist ...«, keuchte sie schließlich, »... das ist ungeheuerlich!«

»Mutter lebt«, hörte sie Sophie sagen. »Sie lebt, dort drüben in Amerika. Und du hast mich angelogen.« Kerzengerade saß sie nun in ihrem Sessel und beobachtete das nervöse Hin- und Herschreiten ihrer Großmutter. Die schüttelte den Kopf, fassungslos und vollkommen überrascht. Als sie mit einem Glas Wasser aus der Küche zurückkam und es rasch austrank, saß Sophie noch immer so da, wie sie sie verlassen hatte.

»Wer sagt das?«, fragte die Großmutter, nun mit wieder einigermaßen sicherer Stimme. »Wer sagt das?«

»Tante Emma. Sie und meine Mutter schreiben sich Briefe. Und Tante Emma hat mir auch erzählt, dass du und mein Vormund sie vertrieben habt.«

Friederike starrte Sophie an, atmete mehrere Male tief ein und aus. Dann kniff sie die Augen zusammen und nickte: »Tante Emma. Das hätte ich mir ja denken können. Diese impertinente Person! Was weiß sie schon von uns – von uns und von der Wahrheit über deine Mutter! Nichts! Ich hätte dir längst den Umgang mit dieser zweifelhaften Frau verbieten sollen. Schuldig geschieden und in den Kolonien wieder geheiratet. Einen jüngeren Mann, mit dem sie schon vorher ein Verhältnis hatte. Die ist genauso lotterhaft wie deine Mutter es war.«

»Meine Mutter lebt. Oder willst du das bestreiten?«

Einen Moment nur überlegte Frau Caspari, bevor sie, sich auch äußerlich straffend, in